

Beim Sehenlernen
geht es nicht um
geöffnete Augen,
sondern um
Aufgeschlossenheit.

Die nötige Aufgeschlossenheit

Als ich etwa 15 Jahre alt war, sagte man zu mir, dass ich ein gutes Auge hätte. Ich fasste es, wie es gemeint war, als Kompliment auf. Doch wie so viele Metaphern ist auch diese problematisch, da sie so unterschiedlich ausgelegt werden kann. Ein gutes Auge zu haben klingt so, als sei man damit geboren worden, als sei das eine glückliche Fügung der Genetik. Was für ein Glück für mich, aber wie ich bereits angemerkt habe, sehen wir nicht nur mit unseren Augen. Das Auge ist nicht einmal im Entferntesten das, wo das Wunder des Sehens geschieht. Es geschieht im Gehirn. Das Auge trägt also bestenfalls so viel wie die Kamera zum Gelingen des Bildes bei.

Dieses Verdienst gebührt der Denkweise des Fotografen. Ein gutes Auge zu haben, bedeutet also eher so etwas wie: »Du hast eine wunderbare Art, gedanklich umzusetzen, was Du siehst.« Und doch bedeutet es noch mehr. Es bedeutet, dass Ihr Gehirn die Welt nicht nur auf interessante Weise wahrnimmt, sondern auch die Hunderte von Entscheidungen zu treffen vermag, die nötig sind, dies in einem Foto zum Ausdruck zu bringen. Wenn das Foto gemacht wird, ist die Aufgabe des Auges längst erledigt. Die wirkliche Arbeit des Fotografen passiert im Gehirn.

Beim Lernen des fotografischen Sehens geht es daher gar nicht um das Sehen mit den Augen. Es geht um die Schulung der Wahrnehmung. Dies ist eine gute Nachricht, da unser Gehirn viel formbarer ist, als wir uns bisher vorgestellt haben, und sich neu verschalten kann. Wir können lernen, auf neue Arten wahrzunehmen und zu denken und in der Folge auch neu zu sehen. Wir können zwar lernen, aufgeschlossen durch die Welt zu gehen, doch leider stellen wir dabei oft fest, dass wir bereits übervoll sind. Was wir bereits in uns tragen, verursacht häufig die vielen Probleme. Auf neue Weisen zu denken bedeutet oftmals die alten zu verlernen.

Auf die Fotografie übertragen kann ich von mir behaupten, dass mich nichts mehr verblendet als eine vorgefasste Erwartungshaltung. Wenn ich also vor einer Reise nach Indien stehe, ist mein Kopf bereits voll von Bildern, wie es dort aussieht, und von solchen, die ich dort machen möchte. Bin ich frei von solchen Erwartungen, ist die Chance größer als null, dass ich den Ort so sehe, wie er wirklich ist. Was wir also *erwarten*, macht uns blind für das, was wirklich ist. Uns gefällt zwar die Vorstellung, dass wir mit offenen Augen durch die Welt gehen, doch unsere blinden Flecken sind erstaunlich groß.

Ich habe zwölf Jahre lang als Komiker und Zauberer meinen Lebensunterhalt bestritten. Diese Tätigkeit hat mir die wichtige Erkenntnis gebracht, dass uns Erwartungen in die Irre führen. Was mir besonders dabei auffiel, war Folgendes: Je mehr wir versuchen, uns auf etwas zu konzentrieren, je mehr wir versuchen, alles zu sehen, desto sicherer sind wir uns, dass wir nicht hereingelegt werden, obwohl dies in Wirklichkeit dann umso wahrscheinlicher ist. Je mehr wir also nur auf eine Sache schauen, desto eher sehen wir andere Dinge nicht. Das ist es, was die Erwartungshaltung bei Fotografen anrichtet. Entscheidend ist also, nicht intensiver, sondern offener hinzuschauen.

Auf die Gefahr hin, zu Zen-artig zu klingen (kann man eigentlich zu Zen-artig sein?), schlage ich eine bessere Methode vor, als unsere Anstrengung beim Sehen zu verdoppeln. So gegensätzlich es auch erscheinen mag, was wir brauchen, ist Aufgeschlossenheit. Wir können uns darin üben. Achten wir dazu einfach darauf, was wir

wiedererkennen. Im Wort *wiedererkennen* steckt »etwas wieder wissen«, »etwas ins Gedächtnis rufen«.

Wenn Sie einmal einen ganzen Tag im Auto verbringen, werden Sie jede Menge roter Autos sehen, die Sie aber wahrscheinlich nicht beachten. Sie erkennen Sie so gesehen nicht wieder. Ihre Augen funktionieren wunderbar, doch Ihr Gehirn blendet diese Information als irrelevant aus. Dieses Phänomen kennt man als Mustererkennung und spielt uns als Fotografen dann einen Streich, wenn wir den Baum oder Laternenmast, der einer Person auf dem Bild aus dem Kopf zu wachsen scheint, nicht sehen, bevor das Foto entstanden ist. Unser Gehirn hat den Baum als zu weit entfernt und unwichtig ausgeblendet und erst im Ausdruck (wenn wir das Motiv zwei- statt dreidimensional wahrnehmen) sticht dieses Detail ins Auge. Fällt einem dies rechtzeitig auf, erkennt man es also wieder, nimmt das Gehirn solche Sachen schon wahr, während man fotografiert. Dieses Phänomen der selektiven Wahrnehmung nenne ich auch den Rote-Autos-Effekt, wenn man also Dinge so lange nicht bemerkt, bis sie für einen wichtig werden. Wenn Sie sich ein rotes Auto kaufen und plötzlich überall rote Autos sehen, liegt das nicht daran, dass es mehr von ihnen gibt, sondern weil Ihr Gehirn sie nicht länger als unwichtig ansieht und sie wahrnimmt, sobald Ihre Augen eines erblicken.

Die Mustererkennung hilft uns auch, wenn wir diese Muster hervorheben wollen. Je mehr man beispielsweise auf gute Bildkomposition achtet, desto leichter wird man sie erkennen. Deswegen plädiere ich auch dafür, Fotos nicht nur passiv, sondern aktiv anzuschauen. Studieren Sie sie, achten Sie auf die Linienführung, den Ausschnitt, das Licht. Beschreiben Sie für sich, was den Erfolg des Bildes ausmacht. Sie können sich in einem Notizbuch auch kleine Zeichnungen jeder erdenklichen Bildkomposition anfertigen. Sobald das Gehirn sich dieser Möglichkeiten bewusst und damit vertraut wird, erkennt es sie in Zukunft sehr viel einfacher wieder.

Robert Capa prägte den berühmten Spruch: »Wenn Ihr Foto nicht gut geworden ist, waren Sie nicht nah genug dran.« Nach meinem Verständnis bezog er sich damit nicht nur auf die physische Nähe zum Motiv. Eine tiefere Vertrautheit mit ihm (also

nicht die Alltäglichkeit, die uns langweilt) hilft uns, Dinge zu sehen, die andere nicht sehen können, da sie diese kleinen Details als unwichtig erachten. Die Vertrautheit mit dem Motiv führt zu mehr Aufgeschlossenheit, besserer Wiedererkennung und damit mehr Gelegenheiten zu aussagekräftigen Fotos.

Dies gilt für Sport- als auch Landschaftsfotografen gleichermaßen, die tieferes Verständnis des Motivs Dinge vorausahnen lassen, die andere verpassen, und Dinge wahrnehmen, die anderen entgehen. Aus diesem Grund können wir direkt neben anderen Fotografen stehen und bei der späteren Betrachtung der Fotos mit Recht sagen: »Ich habe das noch nicht einmal gesehen!« Vermutlich haben Sie es schon gesehen, doch Ihr Gehirn hat es als unwichtig herausgefiltert. Um das Gehirn vom Gegenteil zu überzeugen, muss man es diesen Dingen häufig genug aussetzen, damit es diese Verbindungen herstellen kann, sich neu bahnt und sie in der Folge schneller erkennt.

An dieser Stelle können wir noch ein weiteres berühmtes Fotografenrat bemöhen und zwar das von Weege: »Blende 8 und präsent sein.« Dies ist kein schlechter Rat, vorausgesetzt, dass damit zwei Dinge gemeint sind: die bewusste Wahl der Blende und *vollständig* präsent zu sein. Das Gehirn ist ein wahres Wunderwerk, kann aber nicht gleichzeitig alles gut. All die anderen Dinge, die wir gerade denken, können uns genauso blind machen wie unsere vorgefassten Erwartungen. Wir müssen also präsent sein und an das Jetzt denken. An *diesen* Moment, *diese* Sekunde. Nur allzu viele Momente werden verpasst, weil wir getrieben von der Furcht, diesen Moment nicht perfekt einzufangen, das Bild auf dem Kameradisplay auf korrekte Fokussierung und Belichtung überprüfen. In solchen Situationen schlüpfen wir in den Moment hinein und wieder heraus, wobei unsere Aufmerksamkeit diesen Wechseln hinterherhinkt. Wenn wir die Kamera schließlich wieder als Auge nehmen, wurde der entscheidende Moment entweder vollständig verpasst oder wir sind nicht richtig bei der Sache, um ihn auch zu erwischen. Durch den Blick auf die Kamera werden wohl mehr schöne Momente verpasst als jemals durch schlechte Fokussierung oder Belichtung zusammen.

An dieser Stelle kommt noch einmal das Handwerkszeug ins Spiel: Je besser man mit seinen Knöpfen und Einstellrädern vertraut ist und die Kamera bedienen kann, desto weniger wird sie einem im Weg stehen und umso präsenter und empfänglicher bleibt man beim Fotografieren.



Jodhpur, Indien, 2016

